

(KEINE) ZEIT FÜR DIE LIEBE ?! PARTNERSCHAFT IN DER RUSH-HOUR DES LEBENS

Heiner Keupp

Vortrag bei der Tagung „40 Jahre für gelingende Beziehungen“ am 17. April 2008 in Linz

Arthur Schopenhauer war es, der einmal die Geschichte von den Stachelschweinen erzählte, die sich an einem kalten Wintertag nach Wärme sehnten. Um sich vor dem Erfrieren zu schützen, drängelten sie sich daher ganz dicht aneinander. Doch die erhoffte Gemütlichkeit blieb aus: mit ihren Stacheln verletzten sie sich gegenseitig. So liefen sie wieder auseinander und jedes Stachelschwein froh alleine vor sich hin. Schließlich rückten sie wieder ein wenig näher zusammen - doch nicht allzu nahe - "bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten - und diese Entfernung nannten sie Höflichkeit und feine Sitte." Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: "Keep your distance!" (Wahre deinen Abstand!) - Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. - Wer jedoch viel eigene innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben noch zu empfangen. Diese Geschichte von A. Schopenhauer aus "Parerga und Paralipomena" (1851) hat auf klassische Weise deutlich gemacht, wie gerade in der Suche nach Nähe und Verbundenheit das Scheitern oft gleich mitgeliefert wird. In der sich zunehmend individualisierenden Gesellschaft werden wir alle wohl noch mehr zu Stachelschweinen und das richtige Maß für Nähe und Distanz zu finden, wird kaum einfacher. Allerdings wäre es aber wohl auch ein Fehler, wenn wir übersehen würden, dass Schopenhauer eine allgemeine philosophische Aussagen treffen wollte. Es entsprach nicht seiner Weltsicht, dass wir uns historisch von einem Zustand gelungener sozialer Einbettung von Beziehungen in eine Konstellation des Verfalls bewegen würden. Er hat ja seine Position zu einem Zeitpunkt formuliert, in der die Mehrheit der Menschen an eine Lebensform gebunden war, die sie als natur- oder gottgewollt ansah. Es waren Stachelschweine mit ihren ambivalenten Wünschen nach Nähe und Distanz, die einem Korsett frühbürgerlicher Regelungen familiärer Beziehungen unterzubringen waren. Dieses Korsett hat in den letzten Jahrzehnten seinen Geltungsanspruch zunehmend verloren und Menschen in der spätmodernen Gesellschaft werden zu Stachelschweinen, die ihre Nähe-Distanz-Regelungen zunehmend selbst erproben und

finden müssen, die mit ihrem so typischen „Chaos der Liebe“ selbst zurecht kommen müssen. Das ist nicht immer einfach, denn das „Handwerk der Freiheit“ will gelernt sein, und nicht selten sucht man im Rückwärtsgang Orientierung in einem phantasmatischen Bild heiler Beziehungswelten, in der die Stachelschweine Kuscheltiere ohne Stacheln waren.

FAMILIE ALS „MYTHOLOGISCHE MATRIX“.

Wir alle kennen Bilder aus "besonnter Vergangenheit"^{*)}. Sie lassen beim Betrachten das Gefühl entstehen, daß die Teile sich zu einem stimmigen "Ganzen" fügen; daß die Zuordnung der Menschen zueinander passt und mit gelebter Bezogenheit erfüllt ist; daß die Menschen nicht nur irgendeine Inszenierung betreiben, sondern echt und authentisch wirken, daß sie glaubhaft innere Werte und Überzeugungen verkörpern. Es wird nicht ein Typus simuliert, sondern gelebt. Ich denke an Bilder von Unternehmerpersönlichkeiten der frühen Industrialisierungsepoche, die in einer Mischung von Selbstbewusstsein, Demut und Väterlichkeit einen spezifischen Typus verkörpern; ich denke an Bilder von Arbeitern, die ihre eigenen Produkte in einem nachvollziehbaren Produzentenstolz zeigen, es ist ihrer Hände Arbeit, ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit und ihre Solidarität wird ohne Pose sichtbar gemacht. Ich denke an Bilder aus dem ländlichen Raum, die eine bäuerliche Mehrgenerationenfamilie inmitten ihres Hofes, des Gesindes, ihres Viehs und ihrer Gerätschaften zeigt; die Ernte ist eingefahren. Die Gesichter vermitteln etwas von der Naturnähe bäuerlicher Lebensform. Ich denke aber auch an Familienfotos, auf denen das bürgerliche Familienideal in perfekter Inszenierung festgehalten sein soll, auch wenn man bei genauerem Hinsehen, vor allem auf den Gesichtern der Kinder (mindestens drei), erkennt, dass die Idylle nicht ohne Zwang auskam.

Wir wissen natürlich, daß solche stimmigen Verkörperungen spezifischer epochaler Typen und ihrer Lebenswelt längst nicht immer so widerspruchsfrei, harmonisch und eindeutig waren, wie sie uns in Bildern erreichen oder wie wir sie in romantischer Verklärung gerne hätten. Wir kennen solche Bilder nicht nur aus Museen oder Bildbänden; wir haben sie in unseren eigenen Köpfen und - an der Gegenwart gemessen oder besser: im Kontrast zu ihr gebildet - gewinnen sie noch mehr Eindeutigkeit, Klarheit, Übersichtlichkeit. Meine Bilder stammen aus einem kleinen oberfränkischen Dorf in den 50er Jahren, in dem kleine Bauern und Arbeiterfamilien lebten, deren erwachsene Mitglieder fast alle in der Porzellanfabrik tätig waren. Idyllisch sind meine Bilder nicht, dazu mussten sich die Menschen um mich herum ihren Lebensunterhalt zu hart verdienen. Aber es war ein übersichtlicher Mikrokosmos. Der Jahresab-

^{*)} 1) so lautet der Titel der Lebenserinnerungen des bekannten Arztes Carl Ludwig Schleich (1922).

lauf war von natürlichen Rhythmen und dem Kirchenkalender bestimmt. Ich lege mich immer mit Großstädtern an, die das Leben auf dem Lande idealistisch verklären, als Inbegriff nicht-entfremdeter Lebensverhältnisse sehen und am liebsten dort ihren Lebensmittelpunkt hin verlagern möchten. Bei solchen romantisierenden Fehldeutungen fallen mir die heftigen Konflikte ein, die dieses Dorf und auch die Kirchengemeinde oft zerrissen haben, die Ausgrenzungen von Außenseitern, die engen Sozialkontrollen. Und trotzdem liefert mir meine dörfliche Erfahrungswelt - heute wohl besser: Erinnerungswelt - eine Folie, um die verwirrenden und unübersichtlichen Erfahrungen der gegenwärtigen Alltagswelt als Phänomen ganz neuer Qualität zu kontrastieren.

Solche selbst erlebten historisch-biographischen Kontrastierungen greifen einen mehr oder weniger kurzen Abschnitt aus einem gattungsgeschichtlichen Prozess heraus, in dem sich das Verhältnis des einzelnen zu Natur und Gesellschaft auf eine spezifische Weise verändert hat. Peter Berger beschreibt in seinem religiössoziologischen Buch "Sehnsucht nach Sinn" von einer „mythologischen Matrix“. In ihr ist „das Ich eingebettet in eine Kontinuität des Seins, die sich erstreckt von der menschlichen Gemeinschaft über das, was wir heute 'Natur' nennen, bis hinein ins Reich der Götter oder anderer geheiligter Wesen. Das Ich ist in dieser Welt in einem emphatischen Sinn nicht einsam" (1994, S. 90). Viele unserer Sehnsüchte nach Heimat, Zugehörigkeit und Verortung werden in unseren Urbildern von „Familie“ gebündelt und verstärkt. In der Bewusstseinsbildung von Kindern und Jugendlichen werden "Schlüsselemente" dieser mythologischen Matrix durchlaufen und Berger vermutet hier die Quelle "für die Sehnsucht, die selbst die modernsten Menschen nach jener Welt zu entwickeln scheinen, einer Welt, in der alles im vollen Wortsinn ein 'Ganzes' war" (ebd.). Dieses mythologische Weltverständnis bekam im Laufe der Geschichte immer mehr Risse und "mit jedem dieser Risse (ging) eine gewisse Individuierung einher - das Individuum fiel aus dem festen Zusammenhang von Gemeinschaft, Kosmos und Göttern heraus" (ebd.).

Dieser Individualisierungsprozess hat sich also nicht als kontinuierlicher Prozess vollzogen, sondern nach "heißen" Phasen der Veränderung gab es immer wieder Stabilisierungsphasen, in deren Folge sich eine gute Synchronisation von Subjekt und seiner Welt herstellte und darüber eine Annäherung an die "mythologische Matrix": So haben es die Natur, die Schöpfung oder die Götter eingerichtet, so soll es sein, so muß es sein. Eine besonders tief in uns verankerte „mythologische Matrix“ bezieht sich auf Familie. Es ist eine emotionale Matrix, die sehr früh in unserer Biographie grundgelegt worden ist. Sie hat etwas mit bedingungsloser Anerkennung, mit Sicherheit, mit Verortung, mit Fallenlassen, mit Wurzeln, mit Oralität und Versorgtwerden zu tun.

Es geht um all die basalen Grundlagen unserer personalen Existenz, die Erik Erikson als „Urvertrauen“ oder die Bindungstheoretiker als „sichere Bindung“ bezeichnen. Max Horkheimer hat unsere Utopien von einer besseren und nicht-entfremdeten Welt an dieser „Ur-Matrix“ festgemacht: In ihrer aller ersten Lebensphase sind Menschen auf die bedingungslose Akzeptanz ihrer ersten Bezugspersonen angewiesen. Die Erfüllung ihrer basalen Bedürfnisse hängt noch nicht an jenen Konditionen, die dann später so entscheidend sind: Wenn Du die erwarteten Leistungen bringst, dann bekommst Du die emotionalen, oralen oder materiellen Gratifikationen, die Dir so wichtig sind. In der ersten Lebensetappe – so Horkheimer – müssen wir für Liebe und Anerkennung noch keinen Preis bezahlen, insofern ist hier die Quelle für unsere Sehnsüchte und Utopien nach und von einer nichtentfremdeten Welt. Das ist aber auch die Quelle unserer Verführbarkeit durch idyllische Versprechungen und Kitsch. Familienidealisationen sind eine unerschöpfliche Basis für regressive Botschaften, die sich nicht zuletzt auch gesellschaftliche Interessengruppen wie Kirchen oder Parteien für regressive Botschaften zu Nutze machen. Die Beschwörungsformeln von der Familie als der „Keimzelle“ unserer Gesellschaft oder das Versprechen, die Familie zu schützen, kommen immer noch sehr gut an, sie finden ihren Resonanzboden in unserer Ursprungsstrukturen.

Mir selbst ist sehr schwer gefallen, nicht auf meine eigenen regressiven Wünsche hereinzufallen. Weihnachten ist das „Fest der Familie“ und es lebt sehr stark von der „mythologischen Matrix“. Meine Kindheitserinnerungen stammen aus einer Großfamilie in einem fränkischen Pfarrhaus und es sind die 40er und frühen 50er Jahre. Die enge Verbindung von religiöser Bezogenheit auf die „heilige Familie“ und Erinnerungen an das eigene Familie(er)leben war ein wichtiges Element. Meine eigene Kleinfamilie hatte keine große Chance, die gleiche Erlebnisklaviatur zu bieten. Meine halbwüchsige Tochter fragte mich vor einem Weihnachtsfest, ob ich denn wieder meine „Weihnachtsdepression“ bekommen würde. Ich war zuerst sehr auf Abwehr: „Wie kommst Du darauf?“ oder „Ist doch Blödsinn!“ Aber sie hat schon etwas Richtiges getroffen: Es fehlt mir schon etwas. Als zum vergangenen Weihnachten meine 4-jährige Enkelin schon auf dem Bahnhof mit einem kleinen Weihnachtsliederbuch auf mich zulief und mir zurief: „Opa, Du musst mit mir alle Lieder singen!“, war ich beglückt, weil sie genau auf meine regressiven Wünschen getroffen ist.

Unsere Gefühle sind nicht analytisch und folgen keiner historischen Rekonstruktion. Sie leben aus einer tief verankerten Annahme über das Selbstverständliche und wir reagieren irritiert, wenn das als selbstverständlich unterstellt, sich als höchst wandelbar erweist. Es kann einen irritieren, dass das als selbstverständlich angenommene Modell von Familie sich als höchst fragwürdig erweist. Ich bin – wie die Mehrheit

meiner Mitmenschen - mit der Annahme aufgewachsen, dass es eine Familie in der Gestalt, wie ich sie in meiner Kindheit erlebt hatte, immer schon gab und überall gibt. Das Studium der Soziologie hat da schon erste Zweifel aufkommen lassen, aber richtig nachdenklich wurde ich, als ich in den 70er Jahren den Roman von August Kühn „Zeit zum Aufstehen“ las, der die Geschichte einer Arbeiterfamilie im Münchner Westend bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgte und dabei eindrucksvoll aufzeigte, dass erst mit den Erfolgen der Arbeiterbewegung auch Proletarier die Chance hatten, eine eigene Familie zu gründen. Vorher hatten sie dafür keine materielle Basis. Kinder, die Mägde im ländlichen Raum zur Welt brachten, wurden in Pflegefamilien aufgezogen und sobald sie arbeitsfähig waren, haben sie ihre Arbeitskraft in den wachsenden Städten verkauft. Die bürgerliche Familie existierte bereits, aber auch sie ist ein Geschöpf der Neuzeit.

Familie ist also keine „ontologische Matrix“, die seit Menschen Gedenken immer die gleiche Figur einnimmt. Sie ist vielmehr jeweils ein Kind ihrer Zeit und ist auch nur im jeweiligen soziokulturellen Rahmen richtig zu begreifen. Für den distanzierten Sozialwissenschaftler ist das ein spannendes wissenschaftliches Projekt, für den Alltagsmenschen steckt in dieser Wahrheit jedoch auch ein Moment von Beunruhigung. Sie ist ein wichtiger Grund für das, was Helmuth Plessner als „ontologische Bodenlosigkeit“ genannt hat, das Gefühl des modernen Menschen, dass er seine Existenz und Identität nicht auf einem gesicherten Fundament errichten könne. Dieses Gefühl verunsichert und gibt den fundamentalistischen Angeboten eine gute Chance. Auch der Psychobereich liefert dafür Beispiele.

Was treibt Tausende von Psychofachleuten in die großen Hörsäle von Universitäten, um einem 70-jährigen ehemaligen katholischen Ordenspriester bei seinen familientherapeutischen Schnellschüssen von 10 bis 20 Minuten zu lauschen und zuzusehen? Welche faszinierende Erzählung hat Bert Hellinger zu bieten? Es ist die von unerschütterlicher Gewissheit getragene Erzählung von der unverrückbaren Ordnung der Dinge. Da gibt jemand eindeutige Antworten und er strahlt in unbeirrbarer Sicherheit einen Habitus aus, den man in einem einfachen und klaren Satz unterbringt: "Ich weiß, daß es so ist". Er spricht^{*)} von der "Wahrheit" und dem "Richtigen" und immer wieder davon, daß er Wahrheit "herausgefunden" hätte. Er sieht "Ordnungen, die heilend in der Seele wirken". Eine dieser Ordnungen ist die Ehre und Liebe, die Kinder ihren Eltern entgegenzubringen haben, auch wenn sie von ihnen mishandelt und missbraucht worden sein sollten. "Wenn man den Eltern Ehre erweist, kommt etwas tief in der Seele in Ordnung". Die "Ursprungsordnung" in den Familien

^{*)} in einem Interview mit *Psychologie heute* vom Juni 1995, S. 22 - 26, aus dem im weiteren Text Formulierungen aufgenommen werden.

muß anerkannt werden: "Wer oder was zuerst in einem System da war, hat Vorrang vor allem, was später kommt" und natürlich hat auch das Geschlechterverhältnis seine Urform: "Der Mann muß Mann bleiben, die Frau muß Frau bleiben. Denn wenn der Mann das Weibliche in sich zu entwickeln sucht, dann ist das nicht richtig und umgekehrt". Was für eine Botschaft in einer Welt, in der in den letzten Jahren traditionelle Geschlechterrollen "dekonstruiert" werden: Strampelt Euch an dieser Front nicht ab, die Ordnung der Dinge könnt Ihr doch nicht verändern und lasst Euch keine Emanzipationsflausen einreden, sie machen Euch nur unglücklich. Hellinger sieht auch gar keinen Grund für grundlegende Revisionen der bestehenden Welt: "Ich stimme der Welt zu, wie sie ist. Ich bin ganz zufrieden damit. Ich denke, daß in der Welt Kräfte am Werk sind, die lassen sich nicht steuern."

Leid tun Bert Hellinger alle, die die Welt verändern wollen. Widerstand gegen diese Kräfte ist sinnlos. Das exemplifiziert er am antifaschistischen Widerstand: "Was war das Ergebnis des Widerstandes? Er war gleich Null. Das zeigt, daß Widerstandskämpfer nicht im Einklang waren. Das waren Leute, die gemeint haben, sie könnten das Rad der Geschichte aufhalten. Das geht nicht".

Das regressive Moment der Hellingerschen Botschaft sehe ich in der Ermutigung zur Fixierung auf die „mythologische Matrix“. Sie soll eine Ordnung absichern, die in einer Welt, in der – wie es schon vor 150 Jahren im „kommunistischen Manifest“ hieß – „alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige entweiht (wird)“, so verzweifelt gesucht wird. Hellinger ermutigt die Menschen nicht, sich kritisch-reflexiv mit ihrer familiären Herkunftsordnung auseinanderzusetzen und einen Weg der autonomen Selbststeuerung zu gehen, sondern er gibt ihr den Status einer unanfechtbaren Wesenseinheit. All die Gewalt, die Familien auch erzeugen, ist damit „entschuldet“. Es blieb nichts übrig von den Analysen, in denen die Zurichtung von Menschen zu gesellschaftskonformen Sozialcharakteren aufgezeigt wird. Erich Fromm hat in seinem Klassiker „Furcht vor der Freiheit“ aufgezeigt, wie die „heilige Familie“ vor allem die Aufgabe erledigt, gesellschaftliche Zwänge so früh und so tief in die Motivstrukturen von Menschen zu implantieren, dass ihnen Konformität zu einem Bedürfnis wird. Es heißt dort: „In der Regel ist die Familie das 'psychische Agens' der Gesellschaft. Indem sich das Kind seiner Familie anpasst, erwirbt es den Charakter, der es später zu seiner Aufgabe im gesellschaftlichen Leben befähigt. Das Kind eignet sich den Charakter an, durch den es das tun will, was es tun muß.“ Die regressive Bindung an die Familie hat etwas von der „Identifikation mit dem Aggressor.“

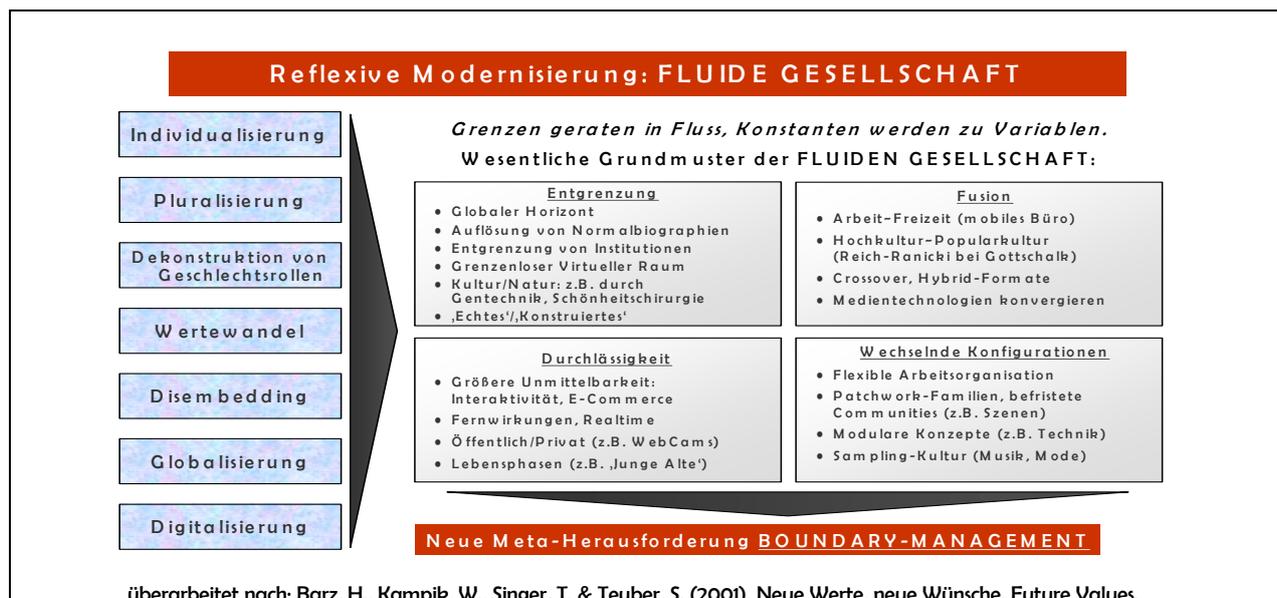
FAMILIEN IM GESELLSCHAFTLICHEN STRUKTURWANDEL

Wenn wir die Bedeutung von Familien nicht aus dem regressiv besetzten „Ur-schlamm“ heraus begreifen können, wie denn dann? Ich denke wir müssen uns die Gesellschaft und ihre Dynamiken anschauen, um zu begreifen, welche sozialen Figurationen sich jeweils für das primäre Zusammenleben von Menschen ergeben und insbesondere interessieren natürlich die Auswirkungen des aktuellen gesellschaftlichen Strukturwandels.

Einer der interessantesten Analytiker der Gegenwartsgesellschaft ist Manuel Castells, der in einer großangelegten Analyse die gesellschaftliche Transformationen der Weltgesellschaft in den Blick genommen hat (Castells 1996; 1997; 1998). Er rückt den elektronischen Kommunikationsmöglichkeiten ins Zentrum seiner Globalisierungstheorie. Sie hätten zum Entstehen einer „network society“ (so der Titel des ersten Bandes der Castells’schen Trilogie) geführt, die nicht nur weltweit gespannte Kapitalverflechtungen und Produktionsprozesse ermöglichen würde, sondern auch kulturelle codes und Werte globalisiert. Für Castells bedeutet „die Netzwerkgesellschaft eine qualitativen Wandel in der menschlichen Erfahrung“ (1996, S. 477): Die Konsequenzen der Netzwerkgesellschaft „breiten sich über den gesamten Bereich der menschlichen Aktivität aus, und transformieren die Art, wie wir Produzieren, konsumieren, managen, organisieren, leben und sterben (Castells 1991, S. 138).“

Dieser mächtige neue Kapitalismus, der die Containergestalt des Nationalstaates demontiert hat, greift unmittelbar auch in die Lebensgestaltung der Subjekte ein. Auch die biographischen Ordnungsmuster erfahren eine reale Dekonstruktion und natürlich auch die familiären Muster.

An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns ein „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statische und Stabile zu verabschieden ist.



Wenn wir uns der Frage zuwenden, welche gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen die gesellschaftlichen Lebensformen der Menschen heute prägen, welche Auswirkungen auf das Älterwerden hat und welche Konsequenzen für das Wohnen älterer Menschen hat, dann knüpfe ich an dem Gedanken des „disembedding“ oder der Enttraditionalisierung an. Dieser Prozess lässt sich einerseits als tiefgreifende Individualisierung und als explosive Pluralisierung andererseits beschreiben. Diese Trends hängen natürlich zusammen. In dem Maße, wie sich Menschen herauslösen aus vorgegebenen Schnittmustern der Lebensgestaltung und eher ein Stück eigenes Leben gestalten können, aber auch müssen, wächst die Zahl möglicher Lebensformen und damit die möglichen Vorstellungen von Normalität und Identität. Peter Berger (1994, 83) spricht von einem "explosiven Pluralismus", ja von einem "Quantensprung". Seine Konsequenzen benennt er so: *"Die Moderne bedeutet für das Leben des Menschen einen riesigen Schritt weg vom Schicksal hin zur freien Entscheidung. (...) Auf's Ganze gesehen gilt ..., daß das Individuum unter den Bedingungen des modernen Pluralismus nicht nur auswählen kann, sondern dass es auswählen muß. Da es immer weniger Selbstverständlichkeiten gibt, kann der Einzelne nicht mehr auf fest etablierte Verhaltens- und Denkmuster zurückgreifen, sondern muß sich nolens volens für die eine oder andere Möglichkeit entscheiden. (...) Sein Leben wird ebenso zu einem Projekt - genauer, zu einer Serie von Projekten - wie seine Weltanschauung und seine Identität"* (1994, 95).

Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen lassen sich sehr gut an der Entwicklung privater Haushalte aufzeigen (näheres dazu bei Glatzer 2001). Wir können eine stetige Verkleinerung der Haushalte und eine ungebremschte Zunahme von Einpersonenhaushalten beobachten und damit haben wir auch einen wichtigen Grund für den ständig steigenden Wohnungsbedarf. Von 12 Millionen Haushalten

um 1900 sind wir 100 Jahre später bei 31 Millionen Haushalten angelangt. Die Verkleinerung der durchschnittlichen Haushaltsgröße ist neben der Bevölkerungszunahme dafür vor allem verantwortlich, ein Prozess, der als Singularisierung der Lebensformen beschrieben werden kann. Um 1900 bestand ein Haushalt durchschnittlich aus 4,5 Personen, heute sind wir bei 2,2 Personen angelangt und die Fachleute halten diesen Trend für nicht gebremst. Vor allem die Anzahl der bewusst oder erzwungenermassen allein lebenden Personen nimmt weiter zu. 38% aller Haushalte sind Einpersonenhaushalte.

Die Pluralisierung der Haushalte hat zu einer Überwindung des „Ehezentrismus“ und hin zu einem „Netz von Lebensformen“ (Hefft 1997) geführt. In eine Minderheit ist längst die vierköpfige Familie geraten, es gibt die wachsende Anzahl von Stieffamilien oder "Patchworkfamilien", in denen sich nach Trennung und Scheidung unvollständig gewordene Familienbruchstücke zu neuen Einheiten verbinden, Kinder über die Zeit gelegentlich mit zwei, drei "Vätern und Müttern" arrangieren müssen. Es gibt die Ehen auf Zeit und ohne Trauschein, die bewusst auf Kinder verzichten. Es gibt die bewusst alleinerziehenden Frauen und Männer und es gibt die Wohngemeinschaften in vielfältigsten Konstellationen. Das alles sind Varianten von Familie.

Nach einer Sonderberechnung des Statistischen Bundesamtes aus dem Jahre 1999 lassen sich die Lebensformen und die mit ihnen verbundenen Wohnsituationen so zusammenfassen (vgl. Glatzer 2001, S. 219):

LEBENSFORMEN IN DER BUNDESREPUBLIK

Lebensform	%
Erwachsene, die verheiratet sind und mit ihren Kindern zusammenleben	30,3%
Erwachsene, die mit ihrer PartnerIn und ohne Kinder zusammenleben; ein Teil ist kinderlos, bei einem anderen haben die Kinder den Haushalt verlassen	28,8%
Erwachsene, die alleine leben und verwitwet oder geschieden sind; hauptsächlich unfreiwillige Lebensform	11,1%
Erwachsene, die als Kinder bei ihren Eltern leben	9,3%
Alleinlebende und ledige Erwachsene, die „Singles“ im emphatischen Sinne sind	8,5%
Nichteheliche Lebensgemeinschaft ohne Kinder, aber oft die Vorbereitungsform für eine Familiengründung	4,4%
Alleinerziehende	3,5%
Unverheiratete Erwachsene, die mit PartnerIn und Kindern zusammenleben	1,8%
Weitere Sonderformen	2,0%

Quelle: Wolfgang Glatzer: Neue Wohnformen für Junge und Alte. Schader-Stiftung 2001.

Die Pluralisierungsprozesse ergeben schon deshalb ein noch komplexeres Bild, weil es im Lebenslauf eines Individuums im häufiger zu einem Wechsel zwischen verschiedenen Haushalts- und Familienformen kommt. Auch in diesem Prozess ist die Fluidität der spätmodernen Gesellschaft begründet.

Als ein weiteres Merkmal der „fluiden Gesellschaft“ wird die zunehmende Mobilität benannt, die sich u.a. in einem häufigeren Orts- und Wohnungswechsel ausdrückt, von dem natürlich vor allem die jüngeren Altersgruppen betroffen sind, die in ihrer Ausbildungs- und Berufseinstiegsphase immer häufiger im globalisierten Raum ihren Wohnort wechseln oder zwischen zwei Wohnungen pendeln.

Individualisierung, Pluralisierung und Mobilität gehören also zu den Normalerfahrungen in unserer Gesellschaft. Sie beschreiben strukturelle gesellschaftliche Dynamiken, die die objektiven Lebensformen von Menschen heute prägen. Doch wir müssen in der Analyse noch einen Schritt weitergehen, wenn wir begreifen wollen, auf welchem Lebensgefühl die unterschiedlichen Vorstellungen vom guten Leben aufruhem. Doch auch hier gibt es in der Werte-, Lebensstil- und Milieuforschung wichtige Hinweise.

PLURALISIERTE VORSTELLUNGEN VOM „GUTEN LEBEN“: WERTEWANDEL, LEBENSSTILE UND MILIEUS

Unsere Vorstellungen vom „guten Leben“, also unsere zentralen normativen Bezugspunkte für unsere Lebensführung, haben sich in den letzten 30 Jahren grundlegend verändert. Es wird von einer "kopernikanischen Wende" grundlegender Werthaltungen gesprochen: "Dieser Wertewandel musste sich in Form der *Abwertung* des Wertekorsetts einer (von der Entwicklung längst ad acta gelegten) religiös gestützten, traditionellen *Gehorsams- und Verzichtsgesellschaft* vollziehen: Abgewertet und fast bedeutungslos geworden sind 'Tugenden' wie 'Gehorsam und Unterordnung', 'Bescheidenheit und Zurückhaltung', 'Einfühlung und Anpassung' und 'Fester Glauben an Gott'" (Gensicke 1994, S. 47).

In der Untersuchung von Barz et al. (2001) wird dieser Wertewandel so schematisiert:

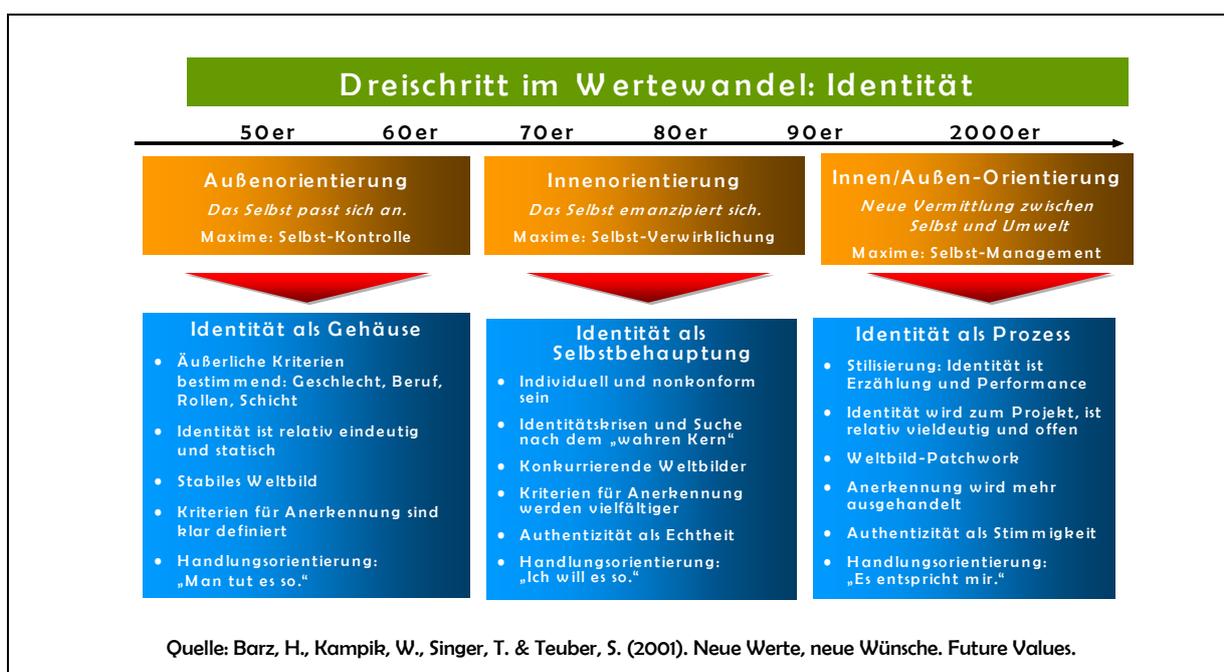


Von diesem Wertewandel sind zentrale Bereiche unseres Lebens betroffen. Ich möchte das exemplarisch an Familie und Identität aufzeigen.



Wenn Familie zum Thema wird, dann scheinen alle zu wissen, wovon die Rede ist und doch kann das nicht mehr ein gemeinsam geteilter Bestand sein. Das haben wir ja schon an der Pluralisierung der Lebensformen gesehen. Auch die Werte, Wünsche und Bedürfnisse, die mit Familie verkoppelt sind, haben sich im Zuge des Wertewandels deutlich verändert. Familie ist am besten als prozesshaftes Geschehen zur Herstellung von alltäglichem Vertrauen, Sicherheit, Verlässlichkeit und Intimität. Es ist ein aktiver Herstellungsprozess, der im Ergebnis zu höchst unterschiedlichen Lösungen führen kann und er ist permanent, das heißt immer wieder erneuer- und veränderbar. Familie ist kein Besitz, sondern ein gemeinsames Handlungssystem der beteiligten Personen, das permanent neu organisieren muss, sozusagen ein permanenter „Balanceakt“.

Auch der Prozess der identitären Selbstverortung ist von den veränderten Wertvorstellungen in zentraler Weise betroffen:



Der beschriebene Wertewandel vollzieht sich nicht als eine kollektive Formierung, sondern er findet in einer chaotischen Vielfalt einfach statt, wird teilweise als große Chance zur Selbstgestaltung begriffen, kann aber auch Widerstände auslösen, die sich in einem möglichst starren Festhalten am immer schon Gehabten ausdrücken kann. Insofern verstärkt der Wertewandel auch die Pluralisierung bzw. ist in seiner „Ungleichzeitigkeit“ auch Ausdruck der Pluralisierung. Wir können eine große Vielfalt der Milieus, der Lebensstile und Identitätsinszenierungen konstatieren und diese hat „Farbe“ in die soziokulturelle Landschaft gebracht, die sich in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts kaum jemand vorstellen konnte. Vieles ist für uns schon so "normal" geworden, dass erst eine Aneinanderreihung von Einzelbeobachtungen die "durchschnittliche Exotik" des westdeutschen Alltags deutlich macht. Hans Magnus Enzensberger hat uns in seinem Buch „Mittelmaß und Wahn“ folgendes Potpourri geliefert :

Der beschriebene Wertewandel vollzieht sich nicht als eine kollektive Formierung, sondern er findet in einer chaotischen Vielfalt einfach statt, wird teilweise als große Chance zur Selbstgestaltung begriffen, kann aber auch Widerstände auslösen, die sich in einem möglichst starren Festhalten am immer schon Gehabten ausdrücken kann. Insofern verstärkt der Wertewandel auch die Pluralisierung bzw. ist in seiner „Ungleichzeitigkeit“ auch Ausdruck der Pluralisierung. Wir können eine große Vielfalt der Milieus, der Lebensstile und Identitätsinszenierungen konstatieren und diese hat „Farbe“ in die soziokulturelle Landschaft gebracht, die sich in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts kaum jemand vorstellen konnte. Vieles ist für uns schon so "normal" geworden, dass erst eine Aneinanderreihung von Einzelbeobachtungen die "durchschnittliche Exotik" des westdeutschen Alltags deutlich macht. Hans Magnus Enzensberger hat uns in seinem Buch „Mittelmaß und Wahn“ folgendes Potpourri geliefert :

"Sie äußert sich am deutlichsten in der Provinz. Niederbayerische Marktflecken, Dörfer in der Eifel, Kleinstädte in Holstein bevölkern sich mit Figuren, von denen noch vor dreißig Jahren niemand sich etwas träumen ließ. Also golfspielende Metzger, aus Thailand importierte Ehefrauen, V-Männer mit Schrebergärten, türkische Mullahs, Apothekerinnen in Nicaragua-Komitees, mercedesfahrende Landstreicher, Autonome mit Bio-Gärten, waffensammelnde Finanzbeamte, pfauenzüchtende Kleinbauern, militante Lesbierinnen, tamilische Eisverkäufer, Altphilologen im Warentermingeschäft, Söldner auf Heimaturlaub, extremistische Tierschützer, Kokaindealer mit Bräunungsstudios, Dominas mit Kunden aus dem höheren Management, Computer-Freaks, die zwischen kalifornischen Datenbanken und hessischen Naturschutzparks pendeln, Schreiner, die goldene Türen nach Saudi-Arabien liefern, Kunstfälscher, Karl-May-Forscher, Bodyguards, Jazz-Experten, Sterbehelfer und Porno-Produzenten. An die Stelle der Eigenbrötler und Dorfidioten, der Käuze und der Sonderlinge ist der durchschnittliche Abweichler getreten, der unter Millionen seinesgleichen gar nicht mehr auffällt" (Enzensberger, 1991, S. 264).

Solche ironischen Berichte aus der postmodernen Zeitgenossenschaft scheinen den Ideologen der Postmoderne zuzuarbeiten, die – je nach Herkunft – mal die „Multiphrenie“ der Gegenwart, das beliebige Spielen mit Identitäten oder das „proteische Sein“ feiern und letztlich sind dann Lebensstile beliebig wechselbare Identitätsklammern. Der seriöse aktuelle Identitätsdiskurs lässt ein anderes Bild entstehen.

Familie ist kein Besitz, sondern ein gemeinsames Handlungssystem der beteiligten Personen, das permanent neu organisieren muß, sozusagen ein permanenter „Balanceakt“.

Ein wesentlicher Motor für diesen innerfamiliären Veränderungsprozess ist die Modernisierung der Frauenrollen. Frauen sind nicht mehr bereit, die klassischen Rollen zu übernehmen, die ihre Aufgaben und Zuständigkeiten in der familiären Innenpolitik sahen. Frauen, die sich in diesem Veränderungsprozess befinden, sind auch nicht mehr in klassischen Leitbildern zu fassen. In diesen Entwicklungen steckt die aktuelle und potentielle der Überwindung der „Halbierung der Moderne“, wie es Ulrich Beck genannt hat. Frauen, die auf diesem Weg sind, akzeptieren nicht mehr ohne weiteres das traditionelle Geschlechterarrangement. Wie aber soll dann überhaupt so etwas wie Familie gelebt werden? Eins scheint mir augenscheinlich: Die allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungsprozesse, die wir gegenwärtig zu begreifen versuchen, haben besonders weitreichende Konsequenzen für Familien. Die können sich nicht als Reservate gegen Globalisierungsfolgen mit einer Schutzmauer umgeben. Anthony Giddens (2001), einer der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Zeitdiagnostiker hat in seinem neuesten Buch „Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert“ geschrieben: „Die wichtigste der gegenwärtigen globalen Veränderungen betrifft unser Privatleben – Sexualität, Beziehungen, Ehe und Familie. Unsere Einstellungen zu uns selbst und zu der Art und Weise, wie wir Bindungen und Beziehungen mit anderen gestalten, unterliegt überall auf der Welt einer revolutionären Umwälzung. (...) In mancher Hinsicht sind die Veränderungen in diesem Bereich komplizierter und beunruhigender als auf allen anderen Gebieten. (...) Doch dem Strudel der Veränderungen, die unser innerstes Gefühlsleben betreffen, können wir uns nicht entziehen“ (S. 69). Gerade weil das so ist, haben die Krisendiagnostiker leichtes Spiel. Ihre Kassandrarufe werden gerne aufgegriffen und sie „missbrauchen“ die in uns schlummernde „mythologische Matrix“.

Das Gastfamilienkonzept braucht einen realistischen Gegenentwurf zu den „einfachen Lösungen“. Ihr gemeindepsychiatrischer Ausgangspunkt zielt auf Autonomie und Bezogenheit zugleich, also die selbstbestimmte Zugehörigkeit zu einem verlässlichen und gestaltbaren Netz. Und im Sinne des „Normalisierungsprinzips“ geht es in

Gastfamilien um die Chance, die Lebenskompetenzen in einem geschützten Rahmen zu erlernen, die für eine souveräne Lebensführung erforderlich sind. Die Basis für eine zeitgemäße familiäre Lebensmatrix lässt sich für mich mit Anthony Giddens als „demokratische Familie ansehen. Sie ist bestimmt durch folgende Merkmale:

- „Demokratie der Gefühle“
- Eltern-Kind-Beziehungen brauchen als Basis eine prinzipielle Gleichberechtigung – was nicht im Widerspruch zur elterlichen Autorität steht.
- Disziplin und Respekt bedürfen der Grundlage einer vernünftigen Begründung.
- „Demokratie bedeutet ebenso die Anerkennung von Pflichten wie von gesetzlich verankerten Rechten. Der Schutz der Kinder muss die erste Aufgabe von Gesetzgebung und Politik sein.“

Das Zentrum der „demokratischen Familie“ bildet eine spezifische Beziehung, in der die Grundbedingungen für eine souveräne Lebensführung hergestellt werden: „Eine gute Beziehung ist eine von Gleichberechtigten, in der jeder Partner gleiche Rechte und Pflichten hat. In einer Beziehung respektiert jeder den anderen und wünscht sein Bestes. Die Beziehung beruht auf Kommunikation, daher ist das Verständnis für den Standpunkt des anderen von wesentlicher Bedeutung. Gespräch und Dialog sind die Grundlagen ihres Funktionierens. Beziehungen funktionieren dann am besten, wenn die Partner offen aufeinander zugehen – gegenseitiges Vertrauen muss man sich erarbeiten; man kann es nicht einfach als gegeben annehmen. Und schließlich ist eine gute Beziehung frei von willkürlicher Machtausübung, Zwang und Gewalt“ (Giddens 2001, S. 81).

Man kann die Bedingungen für Lebenssouveränität noch etwas weiter ausbuchstabieren und dann lautet die Frage: Welche Ressourcen benötigen Menschen heute, um selbstbestimmt und selbstwirksam ihre eigenen Weg in einer so komplex gewordenen Gesellschaft gehen zu können? Und wie kann es ihnen gelingen, für sich tragfähige Beziehungen aufzubauen? Welche Ressourcen sind dafür erforderlich?

1. Für die Gewinnung von Lebenssouveränität ist lebensgeschichtlich in der Startphase des Lebens ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens eine zentrale Voraussetzung, ich nenne es ein *Urvertrauen zum Leben*. Es ist begründet in der Erfahrung, dass man gewünscht ist, dass man sich auf die Personen, auf die man existentiell angewiesen ist, ohne Wenn und Aber verlassen kann. Es ist das, was die Bindungsforschung eine sichere Bindung nennt, die auch durch vorübergehende Abwesenheit von Bezugspersonen und durch Konflikte mit ihnen nicht gefährdet.

2. Eine Bindung, die nicht das Loslassen ermutigt ist keine sichere Bindung, deswegen hängt eine gesunde Entwicklung an der Erfahrung der *Dialektik von Bezogenheit und Autonomie*. Schon Erikson hat uns aufgezeigt, dass Autonomie nur auf der Grundlage eines gefestigten Urvertrauens zu gewinnen ist. Die Psychoanalytikerin Jessica Benjamin hat in ihrem so wichtigen Buch „Die Fesseln der Liebe“ deutlich gemacht, dass sich gerade im Schatten der Restbestände patriachaler Lebensformen Frauen und Männer in je geschlechtsspezifischer Vereinseitigung dem Pol Bezogenheit oder Autonomie zuordnen und so die notwendige Dialektik zerstören. Herauskommt das Jammergeheul misslingender Beziehungen: „Du verstehst mich nicht!“
3. Beziehungen brauchen einen *gemeinsamen Vorrat von „Lebenskohärenz“*. Aaron Antonovsky hat in seinem salutogenetischen Modell nicht nur die individuelle identitäts- und gesundheitsbezogene Relevanz des „sense of coherence“ aufgezeigt, sondern auch Vorarbeiten zu einem Familienkohärenzgefühl hinterlassen. Werte und Lebenssinn stellen Orientierungsmuster für die individuelle Lebensführung dar. Sie definieren Kriterien für wichtige und unwichtige Ziele, sie werten Handlungen und Ereignisse nach gut und böse, erlaubt und verboten. Traditionelle Kulturen lassen sich durch einen hohen Grad verbindlicher und gemeinsam geteilter Wertmaßstäbe charakterisieren. Individuelle Wertentscheidungen haben nur einen relativ geringen Spielraum. Der gesellschaftliche Weg in die Gegenwart hat zu einer starken Erosion immer schon feststehender Werte und zu einer Wertepluralisierung geführt. Dies kann als Freiheitsgewinn beschrieben werden und hat dazu geführt, dass die Subjekte der Gegenwart als „Kinder der Freiheit“ charakterisiert werden. Die „Kinder der Freiheit“ werden meist so dargestellt, als hätten sie das Wertesystem der Moderne endgültig hinter sich gelassen. Es wird als „Wertekorsett“ beschrieben, von dem man sich befreit habe und nun könnte sich jede und jeder ihren eigenen Wertecocktail zurecht mixen. Das klingt nach unbegrenzten Chancen der Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Aber diese Situation beschreibt keine frei wählbare Kür, sondern sie stellt eine Pflicht dar und diese zu erfüllen, erfordert Fähigkeiten und Kompetenzen, über die längst nicht alle Menschen in der Reflexiven Moderne verfügen.
4. Wenn wir die sozialen BaumeisterInnen unserer eigenen sozialen Lebenswelten und Netze sind, dann ist eine spezifische Beziehungs- und Verknüpfungsfähigkeit erforderlich, nennen wir sie *soziale Ressourcen*. Der Bestand immer schon vorhandener sozialer Bezüge wird geringer und der Teil unseres sozialen Beziehungsnetzes, den wir uns selbst schaffen und den wir durch Ei-

genaktivität aufrechterhalten (müssen), wird größer. Nun zeigen die entsprechenden Studien, dass das moderne Subjekt keineswegs ein "Einsiedlerkreb" geworden ist, sondern im Durchschnitt ein größeres Netz eigeninitiiertes sozialer Beziehungen aufweist, als es seine Vorläufergenerationen hatten: Freundeskreise, Interessengemeinschaften, Nachbarschaftsaktivitäten, Vereine, Selbsthilfegruppen, Initiativen. Es zeigt sich nur zunehmend auch, dass sozioökonomisch unterprivilegierte und gesellschaftlich marginalisierte Gruppen offensichtlich besondere Defizite aufweisen bei dieser gesellschaftlich zunehmend geforderten eigeninitiativen Beziehungsarbeit. Die sozialen Netzwerke von ArbeiterInnen z.B. sind in den Nachkriegsjahrzehnten immer kleiner geworden. Von den engmaschigen und solidarischen Netzwerken der Arbeiterfamilien, wie sie noch in den 50er Jahren in einer Reihe klassischer Studien aufgezeigt wurden und in der Studentenbewegung teilweise romantisch überhöht wurden, ist nicht mehr viel übrig geblieben. Das "Eremitenklima" ist am ehesten hier zur Realität geworden. Unser "soziales Kapital", die sozialen Ressourcen, sind ganz offensichtlich wesentlich mitbestimmt von unserem Zugang zu "ökonomischem Kapital". Für offene, experimentelle, auf Autonomie zielende Identitätsentwürfe ist die Frage nach sozialen Beziehungsnetzen von allergrößter Bedeutung, in denen Menschen dazu ermutigt werden, also sie brauchen „*Kontexte sozialer Anerkennung*“. Da gerade Menschen aus sozial benachteiligten Schichten nicht nur besonders viele Belastungen zu verarbeiten haben und die dafür erforderlichen Unterstützungsressourcen in ihren Lebenswelten eher unterentwickelt sind, halte ich die gezielte professionelle und sozialstaatliche Förderung der Netzwerkbildung bei diesen Bevölkerungsgruppen für besonders relevant.

5. Ein offenes Identitätsprojekt, in dem neue Lebensformen erprobt und eigener Lebenssinn entwickelt werden, bedarf *materieller Ressourcen*. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verlässt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung wird Identitätsbildung zu einem zynischen Schwebezustand, den auch ein "postmodernes Credo" nicht zu einem Reich der Freiheit aufwerten kann. Dieser Punkt ist von besonderer sozialpolitischer Bedeutung.

In allen Wohlfahrtsstaaten beginnen starke Kräfte die konsensuellen Grundlagen der Prinzipien der Solidargemeinschaft zu demontieren. Das spricht Zygmunt Bauman in seiner Analyse an: "Der Sozialstaat war darauf ausgerichtet, eine Schicksalsgemeinschaft dadurch zu institutionalisieren, dass seine Regeln für jeden Beteiligten (jeden Bürger) gleichermaßen gelten sollten, so dass die Bedürftigkeit des einen verrechnet würde mit dem Gewinn des anderen". Wie Bauman aufzeigt, gefährdet gegenwärtig der universalisierte Kapitalismus und seine ökonomische Logik pur das Solidarprinzip: "War der Aufbau des Sozialstaates der Versuch, im Dienste der moralischen Verantwortung ökonomisches Interesse zu mobilisieren, so decouviert die Demontage des Sozialstaates das ökonomische Interesse als Instrument zur Befreiung des politischen Kalküls von moralischen Zwängen" (ebd.). Dramatische Worte wählt Bauman für das erkennbare Resultat dieses "Paradigmenwechsels": "Die gnadenlose Pulverisierung der kollektiven Solidarität durch Verbannung kommunaler Leistungen hinter die Grenzen des politischen Prozesses, die massive Freigabe der Preisbindung bei lebenswichtigen Gütern und die politisch geförderte Institutionalisierung individueller Egoismen zum letzten Bollwerk sozialer Rationalität zu haben, ..., (hat) ein veritables 'soziales München' bewirkt" (1993). Die intensive Suche nach zukunftsfähigen Modellen "*materieller Grundsicherung*" sind von höchster Wertepriorität. Die Koppelung sozialstaatlicher Leistungen an die Erwerbsarbeit erfüllt dieses Kriterium immer weniger.

6. Nicht mehr die Bereitschaft zur Übernahme von fertigen Paketen des "richtigen Lebens", sondern die *Fähigkeit zum Aushandeln* ist notwendig: Wenn es in unserer Alltagswelt keine unverrückbaren allgemein akzeptierten Normen mehr gibt, außer einigen Grundwerten, wenn wir keine Knigge mehr haben, der uns für alle wichtigen Lebenslagen das angemessene Verhalten vorgeben kann, dann müssen wir die Regeln, Normen, Ziele und Wege beständig neu aushandeln. Das kann nicht in Gestalt von Kommandosystemen erfolgen, sondern erfordert demokratische Willensbildung im Alltag, in den Familien, in der Schule, Universität, in der Arbeitswelt und in Initiativ- und Selbsthilfegruppen. Dazu gehört natürlich auch eine gehörige Portion von Konfliktfähigkeit. Die "demokratische Frage" ist durch die Etablierung des Parlamentarismus noch längst nicht abgehakt, sondern muss im Alltag verankert werden.
7. Gesellschaftliche Freisetzungsprozesse bedeuten einen objektiven *Zugewinn individueller Gestaltungskompetenz*, aber auch deren Notwendigkeit. Sie erfordern vom Subjekt vermehrt die eigenwillige Verknüpfung und Kombinati-

on multipler Realitäten. Hier eröffnet sich ein subjektiver und gesellschaftlicher Raum für die Entwicklung jenes "Möglichkeitssinns", den Robert Musil im "Mann ohne Eigenschaften" entworfen hat. Er ermöglicht den Auszug aus dem "Gehäuse der Hörigkeit" (Max Weber) und führt uns an den Punkt, den Christa Wolff (1983) in ihrer Frankfurter Vorlesung zur Poetik so treffend formuliert hat: "Freude aus Verunsicherung ziehen". Aber sie verknüpft dieses positive Ziel gleich mit der skeptischen Frage: "wer hat uns das je beigebracht?" (1983). Als hätte sie hellseherisch die Situation in der DDR im Frühjahr 1990 beschrieben! Aber so verschieden sind vermutlich auch wir Bürger in der BRD nicht, als dass diese Frage nicht auch für uns gelten würde. Die *psychische Voraussetzung für eine positive Verunsicherung ist "Ambiguitätstoleranz"*. Sie meint die Fähigkeit, sich auf Menschen und Situationen offen einzulassen, sie zu erkunden, sie nicht nach einem "Alles-oder-nichts"-Prinzip als nur gut oder nur böse zu beurteilen. Es geht also um die Überwindung des "Eindeutigkeitszwanges" und die Ermöglichung von neugieriger Exploration von Realitätsschichten, die einer verkürzenden instrumentellen Logik unzugänglich sind. In diesem Zusammenhang ist auch die Frage nach Therapiezielen wichtig. In einem Aufsatz unter dem Titel "Positive Verunsicherung" schreibt der amerikanische Psychologe Gelatt: "Vor einem Vierteljahrhundert war die Vergangenheit bekannt, die Zukunft vorhersagbar und die Gegenwart veränderte sich in einem Schrittmaß, das verstanden werden konnte. (...) Heute ist die Vergangenheit nicht immer das, was man von ihr angenommen hatte, die Zukunft ist nicht mehr vorhersehbar und die Gegenwart ändert sich wie nie zuvor. (...). "Deshalb schlage ich eine neue Entscheidungsstrategie vor, die *positive Unsicherheit* genannt wird. Was jetzt angemessen ist, ist ein Entscheidungs- und Beratungsrahmen, der Klienten hilft, mit Wandel und Ambiguität umzugehen, Unsicherheit und Inkonsistenz zu akzeptieren, und die nicht-rationalen und intuitiven Seiten des Denkens und Auswählens zu nutzen. Die neue Strategie fördert positive Haltungen und paradoxe Methoden in der Gegenwart wachsender Unsicherheit" (1989, S. 252).

LITERATUR

- Antonovsky A. (1987). Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well. San Francisco: Jossey-Bass.
- Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). Neue Werte, neue Wünsche. Future Values. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.
- Bauman, Z. (2000). Liquid modernity. Oxford: Polity Press.
- Berger, P.L. (1994). Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit. Frankfurt: Campus.
- Castells, M. (1991). Informatisierte Stadt und soziale Bewegungen. In: M.Wentz (Hrsg.): Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt: Campus 1991, S. 137 - 147.
- Castells, M. (1996). The rise of the network society. Vol. I von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell.

- Castells, M. (1997). The power of identity. Vol. II von The information age: Economy, society and culture. Oxford: Blackwell.
- Castells, M. (1998). End of millenium. Vol. III von The information age: Economy, society. Oxford: Blackwell.
- Gelatt H.B.: Positive uncertainty: A new decision-making framework for counseling. In: Journal of Counseling Psychology, 36, 1989, S. 252 - 256.
- Gensicke, T. (1994). Wertewandel und Familie. Auf dem Weg zur "egoistischem" oder "kooperativem" Individualismus? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 29-30/1994, S. 36 - 47.
- Giddens, A. (2001). Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert. Frankfurt: Suhrkamp.
- Glatzer, W. (2001). Neue Wohnformen für Junge und Alte. In: Schader-Stiftung (Hg.): Wohn:wandel. Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens. Darmstadt: Schader-Stiftung, S. 216 - 227.
- Hefft, G. (1997). Netz der Lebensformen. Umriss einer neuen Kultur des Zusammenlebens. In: H.Schützeichel (Hg.): Nicht für die Ewigkeit - aber auf Dauer. Beziehungs- und Lebensformen in unserer Gesellschaft. Freiburg: Katholische Akademie Freiburg, S. 88 - 102.
- Schleich, C.L. (1922). Besonnte Vergangenheit. Lebenserinnerungen 1859 - 1919. Berlin: Ernst Rowohlt.
- Taylor, C. (1994). Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt: Suhrkamp.